

Das Unterhaltungs-Blatt

Tägliche Beilage des Wiesbadener Tagblatts

Nr. 54.

Dienstag, 5. März.

1929.

(20. Fortsetzung.)

Feuer auf den Höhen.

(Nachdruck verboten.)

Roman von Else Wibel.

Die Stürme haben auch in die Dünen große, wilde Räden gerissen. Eine davon, im gelben Sonnenglast funkelnd, sieht aus wie eine kleine Sommerstube. Sie ist nach dem Meer hin offen und von drei Seiten warm umschützt. Dort werden sie den Tee nehmen und eine Zeitlang rasten.

Die Arme um die hochgezogenen Knie gelegt, sitzt Benita, den Rücken von der weichen Sandmauer gestützt. Sep Sollern liegt lang ausgestreckt neben ihr. Sein Zigarettenverbrauch ist ein ungemeiner.

Sie sehen beide auf das Meer, das weiße Schaumkronen auf tanzenden Wellen trägt. Bis an den fernen Horizont reicht dieses festliche Blitzen.

So früh im Jahre ist der Strand noch menschenleer. Das ist gut so. Denn sie würden jetzt andere Menschen schwer ertragen. Sie müssen viel zu sehr den verwirrenden Geschehnissen der letzten Zeiten nachdenken und versuchen, dem Geiselt dieses Neuen in ihnen Sinn und Form zu geben.

Einmal fallen Benita Mironows Hände wie in plötzlich hoffnungsloser Erschlaffung müde herab. Sep Sollern greift nach ihnen und hält sie zwischen den seinen. Manchmal küßt er, von nie durchkosteter Ergriffenheit befallen, ihre Fingerspitzen, eine nach der andern.

Dann aber nimmt er die eine dieser Hände und legt sie über seine Augen.

Sie hält still und fühlt das Klopfen seiner Schläfen. Silberne Möven streifen . . . und die Wellen haben Stimmen. Aufschwellend zu wirrem Chor, versickernd in übermächtiger Bedrängnis.

Wie Stimmen, nach denen man hinhören muß, ist es über dem Meer . . . wechselnde Stimmen . . .

Ein klein wenig sinkt Benita Mironow zusammen . . . Der Spiegel des Meeres brennt unertragbar. Das häßliche Geschrei der Möven ist über ihnen. Ihre Leiber funkeln — weiße Blitze — in der Luft.

Als seien sie gestorben, so regungslos verharren die beiden Menschen in dem kalten Feuer der frühen Sonne.

Unmöglich scheint es, sich jemals aus ihrem Banne zu lösen.

Es ist reichlich spät geworden, als sie den unberührten Teekorb wieder in den Wagen stellen, der nun die Straße nach dem Jagdhaus nimmt.

Am Ende einer Waldschneise, die zwischen niederen Kiefern hinführt, liegt das einstöckige, etwas düstere Haus, dessen einziger Schmuck ein wappengeschmückter Vorbau ist. Auf dem Kiesplatz, der es im Halbrund stattlich umgibt, steht Frau Bönne. Rund, glatt, weiß beschürzt, versinkt sie zu einem Begrüßungsnix, aus dem sie sich erst langsam wieder zu ihrer stattlichen Breite heraus entwickelt.

Dann aber öffnet sie mit erstaunlicher Geschwindigkeit die Glastüre, die in eine mittelgroße Diele führt. Es ist schon dümmrig in dem langgestreckten Raum, an dessen Wänden Möbel aus den sechziger Jahren stehen.

Wie sie an dem Tisch vorbeigehen, der für eine große Gästezahl gedeckt ist und festlich in der Dämmerung wartet, schrillt eine Telephonklingel.

Frau Bönne, hochroten Angesichts, stürzt an den Apparat.

„Djawoll, Frau Baronin, hier ist Mieten. Miete Bönne . . . Ne . . . Die Herrschaften sind eben erst gekommen . . . Djawoll . . . Allens bereit . . . Bohnensuppe mit Speck. Eigens wegen Herrn Baron. Gefüllten Schweinsrippenbraten . . . Und dann wegen des jungen Herrn: Roly-Poly — — Oh . . . oh . . . die andern Herrschaften kommen erst später . . . Ja, dann müssen wir alles ein bißchen warm halten . . . Guten Abend . . .“

„Na nu kiet . . . Gewärmtes Essen bei Mieten. Was man erleben muß . . .“ Frau Bönne bleibt erschüttert an dem Apparat stehen.

Aber dann erinnert sie eine Bewegung daran, daß dennoch hier jemand ihrer Fürsorge harret.

„Die Frau Baronin läßt die Herrschaften bitten, denn man alleine zu speisen. Die andern kämen erst später. Gewärmtes Essen . . . Ohgottogott . . .“, fügt sie wieder ganz geistesabwesend hinzu.

„Es ist sehr fraglich, ob wir ihnen überhaupt noch etwas übrig lassen. Wir haben verheerenden Hunger . . .“

Sep Sollerns Stimme ist plötzlich in tollen Übermut getränkt. Beinahe liebevoll gehen seine Augen über den gastlichen Tisch, an dem sie nur zu zweien sein werden.

Sie sitzen nebeneinander und um sie her stehen die vielen leeren Stühle. Sep Sollern ist versucht, ihnen dankbar zuzunicken.

Lautlos und aufmerksam bedient Frau Bönne. Es ist das Beste, man läßt alles über sich ergehen, was sie heranschleppt.

Sep Sollern ist in seiner unbändigsten Laune. Seine Einfälle jagen sich. Es ist äußerst schwer für Frau Bönne, ihr dienstliches Gesicht beizubehalten. Schließlich prüstet sie einfach los. Auch Benita lacht und geht auf alles heiter ein, was er vorbringt. Dabei merkt sie es gar nicht, wie er ihren Teller mit kleinen erlesenen Bissen füllt.

Nach dem Essen beschließen sie, das Haus zu besuchen. Die Diele teilt es in zwei Hälften. Zur einen Seite liegen die Herrschaftsräume. Die andere bewohnt Frau Bönne und ihr Sohn, der Forstaufseher ist. Dort gibt es eine riesige rotgeplattete Küche mit einem überdachten Herd. Alles ist scheinbar genau so geblieben, wie es bei der Entstehung des Hauses eingerichtet wurde. Eine doppelte Glastüre führt in einen verschlossenen Raum. Durch die Scheiben steht man eine merkwürdige Versammlung dort drinnen. Füchse . . . Ausgestopfte Füchse in den verschiedensten Stellungen. Schlaue, liegende, lauernde, schlafende, schleichende, mordlustige Füchse . . .

„Das Zimmer der Frau Baronin“, sagt Frau Bönne, die eben eine blaue gepuzte Petroleumlampe in die Wohnstube trägt. Und dabei sieht sie zeradaus, so, als wollte sie es vermeiden, einen Blick nach der Glastüre zu tun.

„Ist es verschlossen? Man sollte sich die Gesellschaft dort drinnen ansehen“, schlägt Sep Sollern vor.

Miete Bönne bleibt erstarrt stehen. „Die Gesellschaft“, wiederholte sie gepreßt.

„Natürlich, die Füchse sind sehr drollig.“

„Ach, die Füchse . . .“ Frau Bönne atmet sich vor. Die haben die Frau Baronin ja wohl alle selbst geschossen. Es sollen seltene Stücke mit bei sein. Über den seltensten . . . ich glaube, es ist solch fremdländisch Vieh gewesen . . . kein Mensch hat gewußt, wie es in unsere Gegend gekommen ist . . . den hat die Frau Baronin geschossen, deren Mann das Haus hier gebaut hat . . . Wollen die Herrschaften hinein . . .? Dem bitte . . . hier ist Licht . . .“

Und Frau Bönne, die Lampe klirrend auf den Tisch stellend, geht mit erstaunlicher Geschwindigkeit aus dem spärlich erleuchteten Raum.

„Was hat sie denn? Die Füchse scheinen ihr äußerst unsympathisch . . . Wollen wir sie ansehen?“

„Bitte nicht . . .“ Es ist sehr seltsam: Benita macht eine fluchtartige Bewegung.

„Sie auch? . . . Steht Miete Bönnes. Fuchs-antipathie Sie an, Benita?“

„Ich weiß es nicht. Ich möchte Licht und Wärme haben. Wir wollen hinübergehen . . .“

Sep Sollern nimmt die Lampe und leuchtet ihr voran in den altmodisch behaglichen Raum.

Seine Fenster reichen bis zur Erde. Draußen steht eine helle Nacht. Es ist, als sei das Gestirn des Tages, seiner wärmenden Kraft beraubt, leichenhaft kalt am Himmel geblieben . . . so deutlich erkennbar ist alles . . .

Kahle Baumveteranen schneiden scharfe Silhouetten in den weißen Horizont. Wiesenland, von fernen Tannenwäldern umsäumt, liegt still und unberührt. Ein feuchtkühler Geruch kommt von dorthier.

Eine Magd geht vorbei, den hölzernen Wasserträger über der Schulter, an dem die leeren Eimer klappern, der Pumpenschwengel knarrt. Dann versinkt alles wieder in lautloses Eingespinnensein.

Benita Mironow sitzt auf dem breiten Sofa neben dem Ofen. Sie hat eine ihrer mühsamen Arbeiten hervorgeholt. Aber ehe sie den ersten Stich daran machen kann, legt sich Sep Sollerns große Hand darüber her. „Muß das sein . . .?“

„Gewiß muß es sein. Wer sollte für unser Leben sorgen? Das Wenige, was uns blieb, reicht nicht aus. Die Kinder wachsen heran. Sie entbehren genug. Alles möchte man ihnen nicht versagen müssen . . .“

Zum erstenmal spricht Benita Mironow ihm von ihrem eigenen Geschick. Und es geschieht nicht ohne Bitterkeit.

„Deine Stimme . . ., deine arme geliebte Stimme“ Sep Sollern, von Halbbewußtem vorwärts gedrängt, sagt beinahe verkehrend schroff: „Wäre das nicht eigentlich Herrn Mironows Sache? . . . Ich bin der Ansicht, daß er es in die Hand zu nehmen hätte . . .“

„Vieleicht haben Sie recht. So wie die Dinge aber liegen, mußte ich es übernehmen . . . Sie sehen, wie sehr ich Grund dazu habe, jede Stunde auszunützen. Ich werde für sie alle sorgen, solange ich es kann . . . Da- neben bleibt nicht viel Zeit zu Eigenem . . . Das hatte ich nur vergessen, weil ich hier bin . . . so losgelöst von all dem . . . Es war sehr unrecht von mir. — Ich habe jetzt doppelt gut zu machen.“

Sie sieht nicht auf. Ihr Gesicht scheint ihm maskenhaft.

„Nichts ist unabänderlich, Benita Mironow. Das Leben läßt sich nicht vergewaltigen . . . Alles kommt, wie es kommen muß . . . Warum sich dagegen wehren . . . Es ist zwecklos . . .“, sagt er überzeugend und schweigt.

Benita Mironows Nadel fliegt. Aber das nützt nichts. Da ist wieder der sonderbar triumphierende Ton des Jagdhorns über dahinstürmender Meute . . .

Inbrist ist auf Rolyas Fährte . . . Sie selbst ist fern . . . Niemand schützt ihn jetzt . . . Es ist kein Entsetzen mehr in diesem Gedanken . . . Raum ein halbbetäubtes Hinhorchen . . .

Dennoch erschrickt sie sehr, als im Nebenraum, unangenehm aufdringlich, vollkommen sinnlos in dieser Abgeschiedenheit, das Telephon schrillt.

Sep Sollern geht und nimmt den Hörer ab. Durch die offene Dielentür dringen einzelne Worte zu Benita. Erst morgen vormittag . . . Ich werde es der gnä-

digen Frau bestellen . . . Verzeihung, Baronin . . . wie war das? Ach so . . . ich habe selbstverständlich nie daran zu zweifeln gewagt, daß das Haus Bezingen über ein Familiengespenst verfügt . . . Also welcher Art ist der traditionelle Geist hier . . .? Gewiß . . . ich höre . . .“

Nach einer Weile sagt Sep Sollern voll kalter Höflichkeit: „Ich werde selbstverständlich vor Frau Mironows Türe wachen . . . Gute Nacht Baronin . . .“

Draußen wird ein Streichholz angezündet. In der kleinen, zuckenden Flamme taucht, seltsam verwandelt, Sep Sollerns hartes Gesicht auf. Dann scheint die Zigarette endlich zu brennen. Er kommt langsam, die Hände in den Taschen des Sportanzugs vergraben, zu ihr herüber.

„Die Baronin Bezingen beauftragt mich, Ihnen zu sagen, daß sie erst morgen hierher komme. Es werden nur noch ein paar Menschen mitfahren: Anna-Dorothee, Jasper und der junge Kennberg.“

„Danke.“ Benita Mironow sitzt noch immer über ihre Arbeit gebeugt. Ihr Mund ist zu einem schmalen Strich zusammengepreßt. Plötzlich hebt sie den Kopf.

„Was war es, das Ihnen Aglai von einem Familienspul erzählte?“

„Die Baronin Bezingen hat mich sehr dringlich gebeten, Sie vor ihm zu schützen . . . Ich bin aber weniger von dieser Notwendigkeit durchdrungen, als davon, daß Ihre Cousine es liebt, mit dem Gedanken an Situationen zu spielen.“ Sep Sollern ist durchaus nicht bemüht, seinen Worten die rücksichtslose Schärfe zu nehmen . . .

„Sie sind mir noch die Geschichte schuldig, die sie Ihnen berichtete. Sie wissen, wer zwischen alten Mauern aufgewachsen ist, in denen die Geschichten von Generationen leben, interessiert sich für alle Überlieferungen.“

„Wenn Sie es befehlen . . . Es geht um die Füchse, oder um das fremdländische Vieh, wie Miete Bönne so hübsch sagt . . . Es war ein Silberfuchs. In einem besonders harten Winter ist er hier in den Wäldern aufgetaucht. In den sechziger Jahren. Gerade als das Jagdhaus zum ersten Male bewohnt werden konnte. Die Baronin Ernesta Bezingen hat es von ihrem Mann geschenkt bekommen. Sie soll eine passionierte Jägerin gewesen sein. Als die Nachricht kam, daß solch seltene Jagdbeute zu holen sei, ist sie wochenlang allein hier draußen gewesen. Nur ein junger Jagdaufseher hat da noch gewohnt . . . Einmal kam ihr Mann mit, dem die Geschichte im allgemeinen zu un bequem und kalt war. In einer weißen Mondnacht sind sie zu dreien auf den Anstich. In dieser Nacht fielen hier draußen zwei Schüsse. Der eine legte den Silberfuchs um. Der andere, ebenso sichere, traf den Baron Bezingen. Er war sofort tot. Seither spukt er im Hause herum. Das ist alles . . .“

Benita Mironow steht auf. „Ich bin müde.“ Ihre Hand tastet über den Tisch, als suche sie dort irgend etwas, was sie nicht zu sehen vermag.

Auf einem kleinen Eschrank stehen Kerzen. Sep Sollern entzündet sofort eine davon und reicht sie Benita.

„Ich wache vor Ihrer Türe, Benita . . .“, sagt Sep Sollern . . . (Fortf. folgt.)

Ein Vorfrühlingstag.

Von Walter v. Hummel.

Am Abend bin ich bei dichtem Schneegestöber aus der Stadt an den Rand der Berge hinausgefahren, dorthin, wo durch Wald und Steilschluchten der Fluß sich seinen Weg in die Ebene erzwingt. Nach all dem Nebel, nach Kohlenruß und Grippebazillen will ich wieder einmal reine, frische Luft schöpfen. Und dann will ich auch dem Hugen, unserem heimischen, aus der Donau in die Bergflüsse aufsteigenden Solme nachstellen. Je mehr das windet und wettert, je dichter und schwerer es herunterschneit, desto besser die Aus-sichten auf einen guten Fang.

Enttäuscht über die Mähen, seh' ich am nächsten Morgen zum Fenster heraus. Es schneit längst nicht mehr, auf acht Grad unter Null fiel das Thermometer in der Nacht. Nun

Ist der Himmel wolkenlos und reingefegt. Das verspricht ein ganz klarer Tag zu werden. Der mag zum Nadeln und Stiklaufen gut sein, ist aber mehr als schlecht für alle Fischeerei.

So beil' ich mich nicht. Und als ich endlich um 11 Uhr aus Wasser komme, seh' ich, daß ich immer noch viel zu früh daran bin. Salsige Breimassen quirlen den Fluß herab, lauter Grundeis, das sich in der Nacht gebildet hat und nun von der Sonne losgelöst wird. Bis die letzte Scholle zu Tale gezogen sein mag, wird es immer noch einige Stunden währen. Dies in der Strömung dahertreibende, in den Strudeln und Wirbeln umherkreisende Eis zernagt und zermürbt die Leine, verhindert die Fühlung mit dem Köder, ist immer eine schlimme Beigabe für einen Fischtag.

Langsam pilgere ich den Fluß abwärts. Nach Nordosten zieht er in weitgeschweiften Windungen, immer nach Nordosten. Sinter mir im Süden ist die noch winterlich tief stehende Sonne. Lang wie an einem Sommerabend fällt mein Schatten auf das Wasser, meine Angelgerte aber wird zum unermesslichen Prügel eines Riesen. Längst bevor der Köder das Wasser berührt, ist der scheue Lachs, den ich betören will, durch die vorausseilenden Schatten bestens gewarnt. Wert' ich aber flusaufwärts, so schleudern mir die reißenden Wildwasser Metallbinker und Leine im aller-nächsten Augenblick wieder verächtlich vor die Füße hin. Der beste Meisterschaftsfischer der Welt kommt gegen solche Widerstände nicht auf.

Meine Stimmung ist sehr gedämpft, während ich weiter den Fluß hinabsiehe, ohne was Rechtes beginnen zu können. Dabei besuche ich mir die Spuren im Schnee. So ziemlich alle Tiere des Waldes sind seit dem gestrigen Schneefall bereits hier gewesen. Reh und Fuchs, auch Otter und Marder. Jetzt ist allerdings von ihnen nichts mehr zu erblicken. Nur ein paar Wildenten gehen dort unten auf und streichen ab. Dort, wo sie am Seichtwasser lagen, blüht es über den Rieselstein silbern auf. Jetzt noch einmal und noch einmal. Fische, die nach Fliegen steigen? Ganz wie im Frühling? Sollten gar Äschen und Forellen schon ihre Winterquartiere in der Tiefe verlassen haben und der Müdenjagd obliegen? Fliegen wären ja allbereits da. Im braunen, zottigen Winterpelze sehe ich da und dort eine verwegene und unwahrscheinlich umherwirren, kurzlebige, leichtsinnige Flattergeister, die Sonne und der nun wehende warme Föhn zum Dasein gewekt, die der am Abend wiederkehrende Frost unerbittlich töten wird. Wieder blüht es vor mir wie ein kurzer, silberner Strahl auf. Näher bin ich gekommen und sehe nun klar. Keine Fliegen hier und auch keine Fische. Nichts als der glatte Riesel, nichts als das Treibeis, das von irgend einem größeren Steine in seinem scharfen Tal-lauf plötzlich gehemmt, in die Höhe geschoben und umgedreht wird. Da leuchtet es, bevor es zerfließt und im Wasser sich auflöst, mit letzter Kraft noch einmal hell und stark auf.

Auch auf dem Lande und im Schnee ein ewiges Glitzern und Schimmern. Milliarden von Brillanten, in keinem Ballsaale findet sich ähnliche Pracht. . . . Schon fängt etwas anderes mein Auge ein. Rote Rosen seh' ich im weißen Schnee, tiefsae Rosen. Dort drüben am Fichtenhange, der jäh und steil nach Süden abfällt. Eine neben der anderen. Wie eine Fata Morgana, ein holdes Frühlingswunder schaut sich das an. Ich gehe vorwärts. Weiden sind es, rund gewachsene oder geschnittene Weiden, in die der treibende Saft des nahenden Frühlings schon blutigerot emporgestiegen ist. Ja, selbst die hohen Buchenbestände, die in den Fichtenwald eingestreut sind, haben bereits einen Rottschimmer sich übergeworfen, der matter freilich, gedämpfter als jener der Weiden ist. Aber es ist auch schon eine Vorfrühlingsfarbe. Eine junge Buche, an der ich vorbeikomme, hat ihre Zweige bereits voll von schmalen, rötlichem Knospenwerk. Und wie sie, halten es auch ihre großen Schwestern hoch oben im Walde.

Diesen Wald und den Steilhang empor. Nicht, weil mir die Kletterei in den schweren, hohen Fichterstiefeln etwa besonderes Vergnügen machte. Nur weil ich muß, gar nicht anders mehr kann, weil der Fluß, der sich in scharfem Anritt und grünen Trichtern bis an den Hang, bis in den Berg und Wald hinein hereingewühlt hat, keinen anderen Weg mehr gestattet. Tief unter mir braust er, oben, fast senkrecht über ihm, taste ich mich weiter. Oft auf allen vieren. Mich an einer Wurzel, einem Fels, einem Baum oder Strauch festhaltend. Durch Dornen, Spikes und Unterholz, geht es hindurch. Mühselig genug schiede ich den Angststod mit, die Salenflucht, die sich überall verfangen würde, habe ich vorsorglich schon vorher abgehängt. Immer weiter über glatte, eisüberwonnene Steinplatten dahin oder entlang bereits aufgetauten weichen und brüchigen Mergelwänden. Greif ich, besseren Salt zu haben, hinein, zieh ich milchsaftbraune Hände aus dem weichen Brei zurück. Auf dem höchsten Punkt, den ich erklimmen muß, steil über dem tiefgrünen Fluße, verschnauze ich, wende mich nach Süden um.

In schweigender Majestät und Winterpracht liegt die ganze Alpenette vor mir. Hier aber, wo ich stehe, hier am Südhang, ist es oft schon schneefrei; zwischen raschelndem, welkem Waldgras werden bald die ersten Blumen sich zeigen. Stille. Kein Dorf, kein Haus, kein Mensch zu sehen. Einsam ist es hier, wie in grauer Urzeit, nur Wald, Fluß und Berg. Ich breite den Mantel über das Gras, strecke mich darauf hin und raste, als ob es Sommer wäre, in der starken, prallen Sonne. Erst als das Tagesgestirn dem Waldberg am jenseitigen Ufer in seinem Abstieg sich nähert, marschiere ich weiter, arbeite mich wieder zu meinem Fluße hinab. Und dort, wo der jenseitige Berg seinen langen Schatten wirft, überliste ich bald einen Suchen. Kurz nach dem ersten einen zweiten. Kupferrot leuchtet während des Kampfes ihr breiter Rücken aus der opalfarbenen Welle. Die Schwarzgeprenkelten beginnen bereits ihr Hochzeitsgewand anzulegen, das fast so feurig flammt wie die Rosen und Weiden, nur finsterner in seiner Glut ist, finstern wie das Nordhandwerk der großen Räuber der Tiefe.

Ich breche die Beute auf. Der eine Fisch hat eine viertelspindige Forelle im Magen, die wohl leichtsinnig aus dem nahen Bache sich in den Fluß verirrt hat, der andere aber hatte gefastet. Aber diesem quellen viele, viele goldgelbe Eier aus dem Leibe, die nicht weit mehr von der Reife entfernt gewesen wären, Beweis und Zeichen dafür, daß das große Frühlingspaarungsfest in nicht mehr allzu weiter Ferne steht.

Dämmerung. Nur die Höhen im Osten lodern in violetter Glanze, der sich weich auf den Schnee legt. Rascher fliegt mein Spinnfisch in die Weite. Und als es schon so dunkel ist, daß ich kaum mehr die Leine zu sehen vermag, spendet St. Peter das dritte Beutestück. Lang und schlank liegt es vor mir im Schnee.

Auf dem Heimweg. Über ein weites, endloses Geröllfeld, durch Busch, Weiden und Auen hindurch. Den Wald und die Straße da drüben zu gewinnen. Als ich sie endlich habe, stehe ich vor einem einzigen Glatteis, in das der Frost den aufgetauten, verrinnenden Schnee verwandelt hat. Langsam und mühselig arbeitet ein schwerer Holschlitten sich vorwärts. Trotz ihrer scharfen Eilen haben die dampfenden Pferde Mühe genug, die Füße sicher zu setzen und die gewaltigen Stämme vorwärts zu bringen. Ein anderer, mit bereits zerteiltem Holze beladener Schlitten folgt in einiger Entfernung. An diesen klammere ich mich rückwärts an. Wie zwei andere angehängte kleine Schlitten machen meine zwei Wassertiefel trotz ihrer Benagelung gute und glatte Fahrt. Durch den Wald hindurch einen Berg hinauf und auf der anderen Seite wieder herab. Lasse ich mich bis ins Städtlein, dessen Lichter nun auftauchen, ziehen. Wer weiß, wie oft ich sonst gefallen wäre. Rings ist alles wieder ganz weiß, bereift und winterlich geworden, hart funkeln die Sterne, die Kälte sticht in die Finger. Aber im Herzen bringe ich den ganzen warmen und weichen Vorfrühling als schönstes Beutestück mit nach Haus.

Die einzige Frau.

Niemals ist ein Mann zufrieden,
Da ihn stets das andre quält,
Was den andern dann beschieden
Und was ihm dann selber fehlt.
Ist die Sonne seines Lebens
Blond, bescheiden, jung und zart,
Ist das nächste Ziel des Strebens
Dunkel, polternd und bejahrt.
Wenn ihn eine Frau voll Treue
Sorgend leitet, hält und führt,
Sucht er sehnend eine neue,
Die ihn sichtlich ruiniert.
Hat er gar ein Teufelsmädchen,
Das zerstörend ihn umgarnet,
Sucht er bald nach einem Gretchen,
Das ihn vor der andern warnt.

Wenn er müde ist vom Lachen,
Von vermeintlich neuem Glück
Pakt er seelisch seine Sachen
Und lehrt reuevoll zurück.
Alles will ihm leer erscheinen,
Ohne Inhalt, schal und hohl,
Und nur bei der einzig Einen
Fühlt er sich beglückt und wohl.
Die, sich friedvoll zu ihm neigend,
Nicht durch Fragen quält und stört,
Die sein Atibi dann schweigend
Und auch scheinbar gläubig hört.
Die ihm für des Kopfes Schmerzen
Einen kalten Widel hält
Und ihm noch mit leichtem Herzen
Pflichtbewußt den Weder stellt.



Geselligkeit im Heim.

Von Marianne v. Ziegler.

Es geht damit fast wie mit den Geschenken zu Weihnachten: da gibt es Menschen, die können schon, wenn sie nur daran denken; aber es muß sein! Also Zähne zusammengebissen und durch! Andere wieder, die Ängstlichen und Kleinmütigen, versichern uns: „Ich möchte ja so gerne, aber ich kann nicht! Die enge Wohnung, das ungeschickte Dienstmädchen.“ Und endlich, gerade wie an Weihnachten, offenbart sich auch hier das angeborene Talent, das immer wieder Möglichkeiten findet, selbst mit lächerlich geringen Mitteln Freude und frohe Laune um sich zu verbreiten. Diese wahrhaft gastlichen Menschen bringen es in jeder Lebenslage fertig, ein Heim zu haben und es für sich und andere mit Behagen zu erfüllen. Wie machen sie es nur? fragen jene, denen es nicht so leicht gelingen will.

Ein unfehlbares Rezept für erfolgreiche Geselligkeit gibt es nun leider nicht. Hier muß jeder aufs neue das Seine tun, insbesondere die Einwände beseitigen, mit denen die liebe Bequemlichkeit so schnell bei der Hand ist. Auch am Gewohnen darf man nicht allzu zäh festhalten wollen. Daß die Formeln für unsere Zeit und unsere veränderten Lebensgewohnheiten noch ganz gewiß nicht endgültig gefunden sind, gerade darin liegt doch der Reiz! Wir sind gottlob sehr viel weniger konventionell als vor dreißig Jahren. Mehr als früher kann jeder die Art der Geselligkeit bestimmen, die sich für seinen Geschmack, seinen Kreis und sein Heim am besten eignet.

Ist das einzige Wohnzimmer auf die Anzahl von Kubikmetern beschränkt, die uns als Lustraum nach den neuesten Forschungen genügen müssen, so soll man es nicht erst mit großen Einladungen versuchen. Aber ein paar Stühle mehr an den Tisch rücken, eine feilhelle Schüssel, ein paar feine Tassen oder Gläser nebst dem dazu gehörigen Inhalt darauf stellen, einige Bündel bunter Blumen im Raum verteilen — das kann man auch hier, und gerade das kann sehr gemütlich werden. Auf der anderen Seite ist es nach wie vor eine schöne Sache, wenn man in einem großen gut geführten Hause an einer von Kristall und Silber blitzenden Tafel allerhand besondere Lederbissen vorgesetzt bekommt. Es wäre der lächerlichste Snobismus, wollte man diese Form der Geselligkeit, weil sie sich nicht für alle eignet, nun mit einem Male ganz abschaffen. Es soll gar nicht überall das gleiche gemacht werden. Je persönlicher sie ist, desto lebenswürdiger wirkt die Gastlichkeit.

Nur sollte ein jeder eben das bieten, was er ohne allzu große Anstrengung wirklich vermag. Hier lockt eine gemütliche Ecke unter verschleiertem Lampenlicht zu intimen Plaudereien, dort sind ein paar große helle Räume wie geschaffen, einen weiteren Kreis zwanglos zu vereinen. Wo in Schrank und Truhe allerhand schönes und kostbares Gerät bewahrt wird, macht man gern die geschmackvoll gebettete Tafel zum Mittelpunkt. Aber hier ist die Frage nach dem Personal wohl abzuwägen. Gleichzeitig kochen, anrichten und servieren kann nur ein sehr gewandtes Mädchen. Wo man Zweifel und keine weitere Hilfe hat, sollte man sich lieber auf einen faktischen Imbiß beschränken, der vorher zubereitet und ohne viel Bedienung gereicht werden kann. Ob man jedoch den lieben Gästen ein Diner oder eine Tasse Tee mit etwas Gebäck vorsetzt — alles soll von bester Qualität sein. Daraus und nicht aus der großen Menge ersehen sie, daß man sie ehren will. Im übrigen sollen und dürfen die materiellen Genüsse nicht Selbstzweck sein. Es lehrt nur eine uralte Erfahrung, daß der Mensch, diese seltsame und durchaus nicht immer friedfertige Kreatur, durch nichts besser und sicherer in eine behagliche, wohlwollende und gesellige Stimmung versetzt werden kann, als durch eine gute Fütterung.

Ist bis dahin alles wohl geglückt, so beginnt jetzt erst die höhere Aufgabe einer lebenswürdigen und gewandten Hausfrau. Im Mittelalter gehörte es zum guten Ton, daß sie es sich recht offensichtlich teuer werden ließ und möglichst außer Atem kam. Heute hingegen muß dies Stadium überwunden sein, wenn der erste Gast auf den Klingelknopf drückt. Dein feilsches Gleichgewicht, liebe Wirtin, ist unbedingt für das Wohl deiner Gäste erforderlich. Darum sei gefaßt: was jetzt noch allenfalls an Ungeschicklichkeiten passiert, kannst du nicht mehr ändern, also trag es mit lächelnder Würde, vielleicht bemerken es die anderen gar nicht. Auch Rücksichtslos gibt es, die ab und zu

eines Winks bedürfen, wenn sie zum Reden zu faul oder zum Zuhören zu geschäftig sind, oder wenn auch einmal jemand anderes neben dem bevorzugten Ehrengast oder im bequemsten Beinstuhl sitzen möchte. Sonst sei aber kein zu strenger Torann deiner Gäste. Wenn keine feste Tischordnung mehr Rücksichten auferlegt, laß sie sich einmal gruppieren wie sie wollen.

Neben den leiblichen auch geistige Genüsse zu bieten, ist vielfach üblich. Mit wechselndem Erfolge. Daß Gäste gern was Gutes essen und trinken mögen, ist eine sichere, durch Jahrtausende bekannte Tatsache. Aber weiß man bestimmt, ob sie darauf brennen, Muße zu hören oder etwas vorgelesen zu bekommen? Vielleicht haben sie nach einem zehnstündigen Arbeitstag — so etwas kann auch Gästen passiert sein — gar nicht mehr das Bedürfnis, noch etwas für ihre Bildung zu tun? Jedenfalls wäre es nur billig, schon bei der Einladung eines jeden anzudeuten, was ihm bevorsteht, damit er seinen äußeren und inneren Menschen richtig einstellen kann. Aberzählungen sind selten angenehm. Herr X freut sich vielleicht besonders, mit Frau N., die er seit Jahren nicht mehr gesehen hat, ein Stündchen zu schwätzen, statt dessen muß er nun schweigend stille sitzen und warten, bis ein Programm abgewickelt ist, das er nicht im mindesten zu hören wünscht. Oder Meiers sind gebeten worden, „doch morgen nach dem Abendessen noch ein wenig herüber zu kommen“, und haben sich dementsprechend nur eben schnell den Rock gebürstet, die Haare gekämmt und die bestaubten Schuhe gewechselt; nun sind sie wenig erbaut, zwanzig oder dreißig festlich gekleidete Menschen vorzufinden.

Natürlich können auch Vorträge und Aufführungen einem Gästeabend besonderer Reiz verleihen, aber sie müssen dann schon wirklich gut und originell sein, besonders in der Großstadt, wo jeder einzelne durch die Fülle des Gebotenen einigermaßen verwöhnt ist. Bei sehr ausgedehnter repräsentativer Geselligkeit wird man immer wieder auf dieses Hilfsmittel zurückgreifen, denn es schafft einen Mittelpunkt, in dem das Interesse allzu verschiedenartiger Gäste sich beieinander.

Die Spezialität mancher Hausfrauen ist es, berühmte Leute zu sammeln und möglichst unverdünnt einander vorzuführen. Das ist falsch. Man sollte sie immer mit einer starken Dosis harmloser Menschen mischen. Prominente genießt man am besten wie die Rosinen in einem Kuchen. Die lebenswürdigeren unter ihnen reden ohnehin ebenso gern wie alle anderen von ihrem Hund, ihrem Wagen oder ihrem Hausherrn und die anderen wissen genau, daß schlichte Fremdlinge ein viel dankbarer Publikum sind als eine ganze Stube voll gleich berühmter Kollegen.

Was sonst kann man seinen lieben Gästen bieten? Es bleiben noch Spiel und Tanz. Die Karten, gleichviel ob Bridge, Skat oder Tarock, sind eigentlich eine ganz ungesellige Angelegenheit und sollten daher nur einem Kreise vorbehalten werden, der zu diesem und keinem andern Zwecke zusammenkommt. Sie dienen nicht der Verbindung, sondern der Absonderung, und es ist immer störend, wenn sich eine Gruppe für sich bildet und von den übrigen zurückzieht. Da mag der Tanz viel eher hingehen, besonders, wenn er nicht allen aufzuerzwingen wird. Heute, wo das dienstwillige Grammophon ebenso schnell aufgerufen als wieder zum Schweigen gebracht werden kann, wo es nicht mehr nötig ist, erst Teppiche aufzurollen und für alle Nichttänzer Unbehagen zu verbreiten, läßt sich durch einen gelegentlich eingeschobenen Boston oder Blues eine Gesellschaft, die zu erstarrten Brocken, neu beleben, auf zwanglose Weise eine Umgruppierung herbeiführen und ungewandten Leuten so manche erwünschte Anknüpfung erleichtern.

Nun sehe ich schon lange das mittlere Lächeln derer, die sich für besonders modern halten: Alle diese Mühen und Überlegungen brauchen wir doch heute gar nicht mehr. Wozu gibt's denn so viele verlockend elegante Gaststätten? — Gewiß, es hat seinen großen Reiz, ein paar Stunden ganz außer Verantwortung nur als Gesteher dort zu verbringen und das bunte Leben um sich wie einen Film abrollen zu sehen; auch einen Kreis von Freunden dort anzutreffen, mag bequem und amüßant sein. Aber wenn es Freude macht, einzelne Menschen gegen einander abzustimmen, wer gern mit Verständnis die Wechselwirkung ihres Wesens beobachtet, der braucht dazu den festgezogenen Rahmen, den selbst geschaffenen Hintergrund, und nur im eigenen Heim kann sich die persönliche Geselligkeit zu dem entwickeln, was sie in ihrer höchsten Vollendung sein kann: zum Kunstwerk.